plötzlich nicht mehr mit dem deutschen Gatten leben zu können glauben. Der Krieg hat bis in das Ehe-leben hinein die Feindschaft gestreut; auch Hunderte von Ehen, die bisher ganz harmonisch waren, sind zerstört für immer. Die Fälle sind nicht selten, daß die nichtdeutsche Frau sich plötzlich weigerte, ihren Hausfrauen- und sonstigen Pflichten nachzukommen; es ist zwischen den Eheleuten zu den stürmischsten Auseinandersetzungen gekommen; jeder von beiden glaubte sein eigenes Vaterland vor den Angriffen des anderen schützen zu müssen, und so verbreiterte sich die einmal geschaffene Kluft immer mehr. So kam es, daß kurzerhand die Ehescheidung eingeleitet wurde, die auch in diesem Falle auf wenig Hindernisse stößt.

Solange es sich um verbündete Frauen handelt, die da glauben, daß sie jetzt mit Ausbruch der Feindseligkeiten auch den Unfrieden bis ins eigene Heim tragen müssen, soweit Frauen in Frage kommen, die sich ganz als Engländerin, Französin, Belgierin oder Russin fühlen, dürfte vielleicht eine Ehescheidung das einzig Richtige sein. Was aber wird mit den Ehefrauen, die durch ihre Heirat und durch den langen Aufenthalt in Deutschland gesehen haben, daß es sich auch in Deutschland leben läßt, und die dem deutschen Volke Sympathien entgegenbringen? Die Antwort scheint sehr einfach: man glaubt, daß all diese Ehefrauen auch weiter im Frieden mit dem Gatten leben werden und jetzt in den kriegerischen Zeiten nach wie vor fest auf dem Platze stehen, auf den sie gehören. Wenn wir ehrlich sein wollen, dürfen wir uns aber nicht wundern, wenn diese Frauen dennoch im innersten Herzen sich mit ihrem Vaterlande eins fühlen, selbst wenn sie schon jahrelang in Deutschland leben. Jede einzelne denke an sich selbst, und sie wird finden, daß sich die Fäden, die uns mit unserem Vaterlande verbinden, nie zerreißen lassen, selbst wenn man diese Jahre in anderen Ländern verlebt hat. Es ist also durchaus verständlich, daß die nach Deutschland eingeheiratete Ehefrau nach wie vor, trotz aller Verschärfung für ihr neues Heimatland, ihrem Vaterlande Sympathien entgegenbringt.

Das wird sich gerade jetzt in Kriegszeiten doppelt deutlich zeigen. Das vielleicht vorhandene Freudegefühl über deutsche Siege und Erfolge wird meist mit einer stillen Wehmut untermischt sein, wenn der Unterliegende das frühere Vaterland ist; und hier wird man eine einzige unvorsichtige Bemerkung, die in vielen Fällen gar nicht so schlimm gemeint ist, der Anfang der Tragödie.

Es sind durchaus keine Vermutungen, die Anlaß zu diesem Artikel geben, wir stehen vor Tatsachen und haben unendlich Trauriges nach dieser Richtung hin gesehen. Sonst ganz vernünftige Männer, vor allem aber die übrigen Anverwandten, haben plötzlich gefunden, daß es ganz unmöglich ist, die angeheiratete Ausländerin weiter in der Familie zu lassen. Stichelelen, Vorhaltungen, Verleumdungen aller Art haben es in vielen Fällen dahin gebracht, daß man der nichtdeutschen Ehefrau die Scheidung aufdrängte und sie, die zu stolz war, um zu betteln, bei äußerlich ruhig, innerlich aber mit blutendem Herzen eingewilligt. Die „gegenseitige Abneigung" genügt ja augenblicklich als Ehescheidungsgrund in solchen Fällen, wo es sich um nichtdeutsche Ehefrauen handelt. Sie, die mit aller Liebe an den Ihrigen hängen, die keinen Augenblick die Bitterkeit gehabt haben, Deutschland herabzusetzen, sie müssen unter dem Zwange der Verhältnisse leiden, werden geschieden, ohne daß sie selbst den eigentlichen Anlaß dazu gegeben haben.

Man wird mit dem Einwande kommen, solche Fälle seien nicht möglich. Sie sind möglich, ja, mehr als das, sie sind tatsächlich mehrfach geschehen. Gewiß haben einige charakterfeste Männer dem allgemeinen Reden der Verwandten getrotzt und leben nach wie vor mit der nichtdeutschen Gattin in bestem Einverständnis, aber die größere Anzahl steht in einem Zwiespalt, und es ist zu fürchten, daß die Ehescheidungen sich noch erheblich vermehren.

Wir in Deutschland wollen und müssen gerecht sein. Es gibt zahlreiche angeheiratete nichtdeutsche Frauen, die aktivoll und verständig genug sind, auch unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen das Richtige zu finden. Diesen Frauen dürfen wir das Leben aber nicht noch schwerer machen. Wir wissen, daß zahlreiche deutsche Mädchen auch nach dem Auslande geheiratet haben und haben aus den sichersten Quellen gehört, daß sie in vielen Fällen jetzt schwer darunter zu leiden haben. Ja, sogar die Frauen, die fest zu dem Manne hielten und all ihre Vaterlands-Sympathien still in die Brust verschlossen, um den Gatten nicht zu verlegen, wurden ohne weiteres als Feinde verstoßen; auch ihnen ist dies Traurige nicht erspart worden.

Sollen wir Gleiches mit Gleichem vergelten? Nein! Wir wollen den anderen Ländern zeigen, daß Recht und Gerechtigkeit, Sitte und Gefühl nach wie vor bei uns herrschen; auch die nichtdeutsche Frau sollte in dieser schweren Zeit wissen, daß sie hier in Deutschland wohl geborgen ist. Jeder einzelne, der in seiner Verwandtschaft eine angeheiratete Ausländerin hat, trägt daher die doppelte Aufgabe, jener Nichtdeutschen zu zeigen, daß Deutschland das Land der höchsten Kultur ist.

Die große Tüllmode.

Eine entzückende Neuheit haben uns die warmen Tage gebracht, aus Tüll gearbeitete Kleider und Hüte. Etwas Kariertes und Duftigeres läßt sich kaum mehr denken. Die Ueberwürfe sind zumeist weiß, als Unterlage für die feinen Gewebe wird ein helles Rosa ganz besonders bevorzugt und auch die Hüte erfreut sich diese Farbe großer Beliebtheit. Zarte, junge Gesichter kleidet sie auch ausgezeichnet, denn sie gibt dem Gesichte eine warme Tönung. Bei der außerordentlichen Feinheit der modernen Kleider muß man an einen Schutz für die kühleren Abende denken; sehr hübsche schwarze Seidenmäntel in kleidsamen originellen Formen hat die Mode für diesen Zweck geschaffen. Eine Veranschaulichung der letzten Moderichtung bieten u. a. Modelle, die das „Neue Wiener Journal" wie folgt beschreibt: Ein schwarzer Taftmantel, gezogen angesetzt und mit breitem schwarzen Samt eingefaßt. Der trägliere Besatz bewirkt, daß der untere Teil des Mantels etwas vom Körper abhebt. Der breite Rollkragen und die Aermel sind ebenfalls mit Samt besetzt. Sehr schick ist der vorne zu einer Schleife gebundene Gürtel. Die Krempe des Hutes ist aus gelbgelbem Tüll, der Kopf aus gleichfarbigem Tagal, den Aufputz bilden rosa Rosen.

Ein sehr elegantes Kleid stellt ein anderes Modell dar. Ueber einem weiten Pongalsunterkleid fällt der über den Hüften durch einen blauen Taftgürtel zusammengehaltene, reich gezogene Tüllstickerelrock. Eine dunkelblaue Taftweste mit weißen Tüllärmeln und ebensolcher Krause um den Ausschnitt bildet die Taille. Sehr originell wirkt die Tüllschoppe zwischen Weste und Gürtel. Der rosa Tagalhut ist innen mit dunkelblauem Taft ausgefüttert und um den Kopf mit einem Rosenkranz garniert.

Neuester Muffellmschiffon ist für ein drittes Kleid verwendet. Der Unterrock ist mit schwarzem Liberty besetzt, die darüberfallende Dunkla reich mit Tüllstickerei in Kettelstich gepuzt. Auch die Bluse ist so gestickt, ein schwarzer Seidengürtel und schwarze Krawatte sind außerdem als Aufputz verwendet. Sehr frisch ist der weiße Tagal mit rosa Gazevolant, schwarzen Federn und schwarzer Marguerite.

Ueber einem Unterkleide aus rosa Liberty ist eine andere Tüllstoilette gearbeitet. Breite Säume, Knöpfchen und reiche Stickerei bilden den Aufputz der Stuartkragen und die Aermelvolants sind aus mit schwarzem Tüll bestepter weißer Spitze. Auch der breite Hut ist aus weißem Tüll mit rosa Rosen.

Obst und Zähne.

Angesichts der nahenden Obstzeit verdient darauf hingewiesen zu werden, daß wir unseren Zähnen keine größere Wohltat bezeugen können, als möglichst viel und möglichst regelmäßig Obst zu essen. Die Erfahrung hat zur Genüge erwiesen, daß die Südländer, die, der Not gehorchend, in der Hauptsache von Obst und Früchten leben, überwiegend vorzügliche Zähne haben, und daß Zahnstein, Fäule, Hohlwerden der Zähne und andere Zahnerkrankungen, von denen die Menschen im Norden so arg geplagt werden, dort unbekannte Dinge sind.

Diese Erfahrung wird durch die Wahrnehmung bestätigt, daß auch bei uns zu Lande Vegetarier zumeist ein prächtiges, in schimmernder Weiße erglänzendes Gebiß haben. Das ist weniger auf das Essen von Gemüse als auf den Obstgenuß zurückzuführen, der ja bei den Vegetariern eine große Rolle spielt. Die Zuträglichkeit des Obstes für die Zähne beruht auf der Fülle der im Obst enthaltenen natürlichen Fruchtsäure, die die reifende Sonne in der Frucht erzeugt. Beim Kauen und durch die Berührung mit dem Speichel wird diese Fruchtsäure frei und gelangt so bis in die tiefsten, verborgensten Spalten der Zähne hinein. Durch dieses Eindringen der Fruchtsäure in die kleinsten Lücken und Zwischenräume wirkt durchreifende Reinigung der Zähne von den Fäulniserregern, die den Hauptherd der Zahnerkrankungen bilden, bewirkt, während gleichzeitig das Fleisch der Früchte als eine Zahnbürste in Tätigkeit tritt, die durch das Schmeiern der Zähne eine mechanische Reinigung bedingt. Die Fruchtsäure beauligt sich aber nicht mit der fäulniszerstörenden Wirkung, sondern löst auch den Zahnstein und beseitigt damit einen weiteren Herd schmerzhafter Erkrankungen, ohne daß der Schmelz der Zähne durch die radikal wirkende Obstsäure im geringsten angegriffen wird, während die in den Früchten vorhandenen Nährsalze dem Körper die Stoffe zuführen, die für den Aufbau der Zähne von ausschlaggebender Bedeutung sind.

In diesem Sinne ist besonders der Apfel zu empfehlen und auf der Erkenntnis seiner Heilwirkung beruht auch die leider noch nicht genügend verbreitete Gewohnheit vor dem Schlafengehen ein oder zwei Aepfel zu essen. Wer dieser Gewohnheit huldigt, wird an sich selbst die gesundheitliche Wirkung dieses einfachen diätetischen Mittels erprobt haben. Vor allem empfiehlt sich das Mittel für solche Leute, die beim Erwachen am Morgen über einen sogenannten „pappigen" Geschmack im Munde klagen; sie werden sich überzeugen, daß ein oder zwei Aepfel vor dem Zubettgehen sicher nur diesen Geschmack vertreiben, sondern auch dafür sorgen, daß die Mundhöhle rein und von einem frischen Geschmack erfüllt wird, der zur Genüge beweist, wie gut der am Abend gegessene Apfel seinen säubernden Amtes gewaltet hat. Das sollten vor allen Dingen die Mütter bei der Kinderpflege beherzigen; es liegt durchaus im Interesse der Kleinen, daß sie frühzeitig angehalten werden, regelmäßig des Abends vor dem Schlafengehen ein oder zwei Aepfel zu sich zu nehmen. In der Zeit vor der Aepfelreife tut aber auch anderes Obst gute Dienste.

Wie sich die Pharaonentöchter verjüngten.

Daß die weibliche Eitelkeit so alt ist wie das Geschlecht der Evastöchter selbst, zeigt ein Papyrus, den man in einem altägyptischen Grab gefunden hat und der ein Mittel gegen die Runzeln des Alters enthält. Dieses Schönheitsmittel alterender Pharaonentöchter besagt: „Man vermengt fein gemahlenes Korn zu gleichen Teilen mit Bohnen und Erbsenmehl. Damit werden zwei Eigelb und zwei Eiweiß vermischt, und der dicke Brei wird zum Trocknen an die Sonne gestellt. Ist dieser Teig vollkommen trocken, dann wird er zu seinem Pulver gestoßen. Alsdann verschmilzt man Talg und Honig zu einer breiigen Masse und gibt diese unter das Pulver. Diese Salbe wird ziemlich dick auf das Gesicht aufgetragen und muß über Nacht darauf bleiben. Wendet man diese Prozedur einige Nächte hindurch an, so wird die Haut so weich, daß sie sich nicht vor einem Pfirsich zu schämen braucht." Es muß allerdings hinzugesetzt werden, daß dem Papyrus keinerlei weibliche Anerkennungsschreiben beigegeben sind, sodaß die Aegyptologen nicht wissen, ob perfekteilen können, ob die alten Aegypterinnen auch wirklich Erfolg mit diesem Schönheitsmittel erzielt haben.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 26:
„Lee, Erle, Regel, Mergel, Lemberg".

Richtige Lösungen gingen ein 29. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 42. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: A. Schellenberg, Rudolf Kölsch, Else Lüders, Frau Bertha Rudolph, Artur Dartmuth, Erich Wögich, Fr. Strelitzer, Hilde Copernicus, Fleischer Rühm, Werner Rahn, Frau Rudel, Kurt Finke, K. Sachs, Käthe Breitter, Frau E. Saalfeld, Fritz Köhler, Martha Leibeck, Rudolf Oswald, Otto Klinger, Marie Louise Mattern, Adolf Gärtner, Georg Bürner, Ursula Hichdor;
von auswärts: Frieda Frommelt, Eisleben, Marie Meinhardt, Mücheln, Karl Pellecke, Dessau, R. Kraule, Helbra, Oskar Zobel, Helbra, M. Krausch, Eisleben, H. Herzgelle, Hörbig.

Die Prämie: Aus großer Zeit von Richard Joogmann, eleg. geb.

entfiel auf Else Lüders, hier.

Reihenrätsel.

Aachen, Abdelkader, Bundesstaat, Chianti-wein, Eiszelt, Inspektor, Kinderkram, Leidenschaft, Maschine, Messing, Schauspieler, Versicherung.

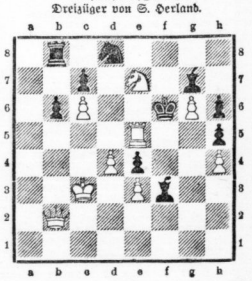
Diese Wörter sind so zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten, der dritte des dritten u. s. f. im Zusammenhang ein zumal bei den Engländern beliebtes Kriegsmittel bezeichnen.

Prämie: Amerika, von G. Ritter, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von S. Herland.



Weiß. (9+10)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 25.
Dreizüger von Bayersdorf.
W. Kh3, Lg8, Sc3 f5, Tf1, Bb2.
Schw. Kd2 Bf3.
1. Sd4, f2; 2. Sd1, Ke1; 3. Sb3+ matt.
1. . . . Ke3; 2. Sf3:, Kf4; 3. Sd5+ matt.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 27 — Halle a. S., Sonntag, den 4. Juli — 1915

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszuhehlen:
So würdest du doch nicht so oft genötigt
sein,
Die großen Uebel zu ertragen.

Gellert.

Der „Barbar".

Novelle von **Heinrich Scharrelmann.**

Eines Tages wurde endlich der Sturm auf die feindlichen Gräben für die nächste Nacht vorbereitet. Das Kommando hatte sieben neue Maschinengewehre so famos aufgestellt, daß die Franzosen, die ihre Gräben durch den Sturmangriff räumen mußten, auf dem Rückzuge in ein geradezu höllisches Feuer geraten.

Lahmeier aber, dem tapferen und tatendurstigen Landwehrmanne, war die Eroberung der Gräben nicht genug. Er schnaufte unermüdlich hinter den Fliehenden her, unbekümmert um das Maschinengewehrfeuer der eignen Kameraden.

So in Kampfeifer war er geraten, daß er den fliehenden Franzosen bis in einen großen Wald hinein nachstürmte. Und er kam erst wieder zur Besinnung, als er bis zum jenseitigen Waldrande gekommen war.

Dunnawettal" fluchte er, „hat war noch mal was!"

Verwundert blickte er sich um. Er glaubte sich nämlich von allen seinen Kameraden begleitet, doch nun führte sich nichts mehr um ihn.

Die plötzliche Stille legte sich ihm drückend und beängstigend aufs Herz. „Det wär aber ne schöne Geschichte, wenn sie mir jetzt jefangen nehmen täten!" murmelte er vor sich hin und begab sich so rasch als möglich auf den Rückweg.

Aber ohne es zu merken, schlug er eine falsche Richtung ein und stand nach halbstündigem Umherirren vor einem Bauerngehöft.

Von der Anstrengung war er durstig geworden, so schlich er denn auf das Haus zu, stieg über einen niedrigen Zaun und stampfte dann mit schweren Schritten quer über Gemüsebeete auf den Brunnen zu. Mit gierigen Zügen zog er das kühle Naß aus der Röhre, lüstete für einen Augenblick seinen Helm, um zu verschnaufen und — — — vernahm plötzlich hinter sich im Walde Stimmen.

Aus dem Schatten der Bäume sah er sechs französische Soldaten heraustreten. Lahmeier riß gleich sein Gewehr an die Backe und hätte sicher einen nach dem anderen weggeknipst, wenn nicht gleich nach den ersten Schüssen drei der Franzmänner in den Wald zurückgelaufen wären.

Noch stand er aufatmend und überlegte, wohin er sich nun wenden solle, als er von allen Seiten Franzosen aus dem Dickicht treten sah. Lahmeier war mit wenigen Schritten am Hause und schlich im Schatten desselben um die Ecke.

Da bemerkte er einen schwachen Lichtschein, der aus einem offenen Fenster drang. Lahmeier schaute hinein. Bauernstube. Ein Bett, mit einem mächtigen Laken bedeckt, stand darin, auf einem Tische brannte eine Kerze neben einem Kruzifix, ein paar Stühle standen an der Wand.

Ohne sich weiter zu besinnen, da er das Zimmer leer sah, sprang er durchs Fenster und kroch unter das Bett.

Draußen verklangen Stimmen und Tritte, er wurde nicht entdeckt. Aber er zog es doch vor, den Rest der Nacht in seinem Versteck zu bleiben. Erst im Morgendämmer schlich er nach der Tür und legte sein Ohr daran. Nichts war zu sehen und zu hören.

Wie sein Blick nun flüchtig wieder das Bett streifte, blieb er starr stehen. Das Laken, das gestern Abend das Bett sauber und glatt ganz bedeckt hatte, mußte er verschoben haben. Eine Ecke des Tuches lag aufgeklappt, und Lahmeier sah weiße Frauenhaare hervorschimmern. Zögernd schlug er das Laken noch weiter zurück, da schaute ihn das runzlige und faltige Gesicht einer alten gestorbenen Frau an.

Die mageren und knochigen Finger der Toten lagen friedlich in ihrem Schoße. Lahmeier mußte auf einmal an seine eigene Mutter denken. Sie hatte auch solch abgearbeitete Hände. Eine tiefe Wehmut überkam ihn und ließ ihn alles um sich vergessen. „Dat is doch en friedlicheres Sterben als mit einem Schuß im Leibe," dachte er. „Schlaf man in Frieden, Jrosmutter, ick tu dir nischt," flüsterte er und fuhr liebkosend über die kalten Hände.

Dann kam ihm auf einmal ein Gedanke! — Er griff in seine Brieftasche, nahm aus dem letzten Brief, den ihm seine Mutter geschrieben, ein paar vertrocknete Blumen und legte sie der Toten aufs Herz. Eine Träne rollte ihm über die Wange.

„Ruhe sanft, es gibt ein Wiedersehen!" schrieb er mit Bleistift auf einen kleinen Zettel und legte ihn zu den Blumen.

Behutsam deckte er dann das Laken wieder über die Tote.

In demselben Augenblicke erschollen draußen Stimmen. Pferde galoppierten. Auch auf dem Gehöfte wurde es lebendig. Nun war es aber höchste Zeit. Mit einem Satze war er durchs Fenster. — — —

„Lahmeier sind sie verrückt geworden? — Wo wollen Sie so schnell hin?" — Er drehte sich wie ein Blitz um und — — — und stand vor seinem Leutnant.

Die Kameraden hatten bereits im ersten Morgengrauen den ganzen Wald besetzt, und der Feind hatte sich hinter denselben zurückziehen müssen.

Am Nachmittage verließen die Bewohner des Hauses, die schon einige Tage und Nächte im Keller kampiert hatten, auf den Rat des Leutnants den Hof, weil er von den unsrigen gehalten werden sollte. Vorher aber begruben sie die Verstorbene am Waldrande unter einer hohen Tanne. Lahmeier zimmerte aus Birkenholz ein weißes Kreuz und bedeckte das Grab mit Waldblumen.

Tapfere Frauen.

Skizze von **M. Kaulitz-Niedeck.**

In dem schmuck eingerichteten kleinen Bäckerladen stand eine junge, anmutige Frau hinter dem Ladentisch und bediente die Kundschaft. Ihre Erscheinung und Haltung verrieten Vornehmheit, und die Art, wie ihre zierlichen Finger ängstlich behutsam die süßen Waren in die Papierhülle tun, deutete an, wie ungewohnt noch ihr diese Beschäftigung ist.

Mancher neugierige Blick der kaufenden Frauen ging zu ihr hinüber, und diejenigen, die das Hineinschielen in fremder Menschen Verhältnisse nicht unterdrücken können, stellten tappende Fragen und wollten wissen, ob die Dame nur aushilfsweise hier tätig oder vielleicht eine Verwandte des Meisters sei. Solche Fragen drängten die Frau jedesmal, und in ihr feingeformtes Gesicht stieg ein Verlegenheitsrot.

Eines Vormittags betrat eine Dame mit einem weiß gekleideten kleinen Knaben den Laden. Sie verlangte für zwanzig Pfennig Mandelschnittchen und sah dabei zufällig auf die bedienende Hand der Verkäuferin. Dort steckte ein Ehering, und die Hand war weiß und gepflegt. Eine Sekunde sahen sich die beiden Frauen in die Augen, verwirrt und fragend, es war wie ein Köstliches Erkennen. Die hinter dem Ladentisch hat zuckende Mundwinkel, und sie fühlte unter dem Blick der andern ihr Gesicht rot werden. Da machte sie eine Bewegung zur Seite und ordnete etwas an den Kuchentellern.

Die andere stand schweigend und unschlüssig, zögernd bezahlt sie, und schließlich sagte sie es heraus:

„Hildegard, Sie — — Du? Gelt, Du hast mich auch wiedererkannt?" In lebhafter Freude reichte sie ihr über den Verkaufstisch die Hand.

Jetzt löste sich auch bei der anderen die Spannung, und freudig rief sie:

„Wie merkwürdig, daß wir uns hier treffen, nach so vielen Jahren. Du hast Dich kaum verändert, Ella, siehst gut aus. Uns das ist Dein Junge? Ein ganz prächtiger kleiner Kerl. Aber wie kommst Du hier her? Lebst Du hier?"

Die Gefragte lachte.

„Das möchte ich Dich auch fragen, liebe Hilde."

Die Freundin war hinter dem Ladentisch hervorgekommen. „Wundere Dich nicht, Liebste," sagte sie mit vorsichtiger Stimme, „wenn ich Dir sage, daß ich — hier — in Stellung bin. Aber Kriegszeit natürlich bloß und solange mein Mann im Felde ist —, denn sonst wäre das ja einfach unmöglich."

Das letzte war unter merklicher Verlegenheit gesprochen, sie brach ab und beschäftigte sich mit dem Kinde, dem sie ein Plätzchen reichte. Eine bittere Empfindung war in ihr, sie kam sich mit einem Male benachteiligt vor, der Jungendfreundin gegenüber, die schön und vornehm gekleidet, in anscheinender Sorglosigkeit vor ihr stand.

„Verwöhn' mir den Buben nicht," scherzte die junge Mutter heiter, „sonst verlangt er's alle Tage, und dazu hat seine Mutter wirklich kein Geld. Ja, Hilde," flüsterte sie dicht an deren Ohr, „wir geht es ähnlich wie Dir, mein Mann ist auch im Krieg, und ich — ich —," sie machte eine ängstliche Bewegung, „wir haben uns soviel zu erzählen. Könnten wir einmal zusammenkommen? Vielleicht einen Spaziergang unternehmen, das wäre herrlich."

Beiden Frauen strahlte die Freude über diesen Vorschlag aus den Augen, und es wurde der nächste Sonntag für einen gemeinsamen Spaziergang verabredet.

Zu diesem Spaziergang kleidete sich Hilde mit vieler Sorgfalt an, denn die Auswahl an hübschen Kleidern war noch immer groß. Als sie in einem weißen, gestickten Mullkleid und dem blaßrosa Seidenhut am Treffpunkte anlangte, kam ihr die Freundin mit lachendem Gesicht entgegen. Der kleine Bub sprang an ihre Seite und hielt ihr einen Strauß roter Nelken hin.

„Für Dich, Tante. Gelt, der ist mal fein? Und so einen Strauß habe ich meinem Vati auch in den Krieg geschickt", plapperte er wichtig und blies die Backen auf.

„Das waren aber keine Nelken, Dummchen", rief die Mutter, „das waren braune Lilien, die wir Vater geschickt haben. Blumen schicke ich meinem Mann nämlich häufig ins Feld", erklärte sie der Freundin, „er liebt sie so sehr, und es ist eigentlich auch das einzigste, was er mir zu schicken

Gedenktage der Woche.

9. Juli 1715 * Christian Fürchtegott Gellert in Hainichen († 13. Dezember 1769 in Leipzig).
1776 Unabhängigkeitserklärung des nordamerikanischen Kongresses.
5. Juli 1884 Togo wird unter deutschen Schutz gestellt.
1907 † Der Philosophiehistoriker Kuno Fischer in Heidelberg (* 1824).
1908 † Der norwegische Dichter Jonas Lie in Bärum (* 1833).
6. Juli 1533 * Der engl. Kanzler Thomas More (Morus) im Tower enthauptet (* 1478).
1891 † Der Dichter Oskar v. Redwitz in Gilgenberg (* 1823).
7. Juli 1783 † Der Dichter Magnus Gottfried Lichtwer in Halberstadt (* 1719).
1815 Einzug des 1. preußischen Armeekorps in Paris.
1828 † Der Theolog u. Pädagog August Hermann Niemeyer in Halle (* 1754).
1855 * Der Dichter Ludwig Ganghofer in Kaufbeuren.
8. Juli 1838 * Der Luftschiffer Graf Ferdinand v. Zeppelin in Konstanz.
9. Juli 1807 Friede zu Tilsit zwischen Frankreich und Preußen.
1826 † Schillers Gattin Charlotte, geb. v. Lengefeld, in Bonn (* 1766).
1843 † Die Schriftstellerin Karoline Pichler in Wien (* 1769).
10. Juli 1509 * Der Schweiz. Reformator Johannes Calvin in Noyon († 1564).
1871 * Der Schriftsteller Franz Evers in Winsen.
1884 † Der Aegyptolog Richard Lepsius in Berlin (* 1810).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191507040/fragment/page=0001

erlaubt. Andere Dinge sind mir jetzt unerschwinglich, und die Blumen schenkt mir eine Bekannte."

Sie hing sich in den Arm der Freundin, und sie gingen unter blühenden, duftenden Lindenbäumen die hübsche, alte Allee hinab, zwei heitere, reizende Frauengestalten, denen mancher Spaziergänger nachsah. Sie sprachen beide von ihren Männern, und Ella meinte einmal: „So sind wir beide Kriegerstreuen!"

Hildes Mann war als Kriegsfreiwilliger seit Monaten im Felde und hatte sich schon das Eiserne Kreuz erworben, wie die blonde Frau mit Stolz berichtete. „Mich alten Krüppel kann das Vaterland noch gebrauchen", schrieb er mir im ersten Feldpostbriefe, denn mein Mann hat furchtbar kurzsichtige Augen, aber er ist von einer glühenden Vaterlandsliebe beseelt. „Und deshalb will ich auch alles Ungewohnte gern tragen", sprach sie sinnend weiter. „Ich wußte, daß ich in dieser Zeit für mich selbst einspringen mußte, denn als Rechtsanwalt hat sich mein Mann bisher keine Güter erworben, und aus anderen Hilfsquellen habe ich nichts zu zehren. Du kannst Dir denken, so etwas ist nicht leicht — sieben Jahre als einigermaßen verwöhnte und sorglose Ehefrau leben in einem gemütlichen Zuhause. Aber ich ließ meinem Axel ziehen, mit stolzem, mutigem Sinn, und als er mir sagte: mein Frauchen wird stark sein, da wuchs ein Zutrauen zu meinem eigenen Können in mir, ich dachte, als gebildete Frau wird sich doch etwas für sich finden lassen; ich wollte Sprach- oder Musik-, vielleicht auch Malunterricht geben, ich hatte doch allerhand gelernt. Da bin ich in die Großstadt geflohen, denn daheim in unserem Städtchen, wo mich jeder kennt, dort konnte ich natürlich nichts anfangen."

„Kinder hast Du nicht?" fragte Ella dazwischen, „da hast Du in dieser Zeit eine Sorge weniger, denn so ein kleiner Mann stellt schon hunderttausend Anforderungen an den elterlichen Geldbeutel, und wenn der Geldbeutel mager ist, so ist das recht schmerzlich für beide Teile."

An einer stillen Straßenkreuzung blieben sie eine kleine Weile stehen. Die braunen, unter Tränen leuchtenden Augen der jungen Mutter blickten über die schlanke Gestalt der Freundin. „Wie lange ist es her, Liebste, daß wir zuletzt voneinander gehört haben? Deine Vermählungsanzeige habe ich in der Zeitung gelesen. Ich war damals verlobt, aber mit der Hochzeit mußten wir noch warten. Mein Mann ist Architekt, sehr fleißig und in seinem Fach auch außerordentlich geschickt, wie die Kritik gelegentlich von ihm gesagt hat. Aber zu Reichtümern haben wir es noch nicht gebracht, leider, ich war in den ersten Jahren meiner Ehe viel krank, das hat auch manches gekostet. Und deshalb bin ich genötigt, während des Krieges für mich und unseren Buben zu sorgen."

„So haben wir ein gleiches Geschick", antwortete leise die andere, „wie ist das seltsam, und ich hatte Dich schon heimlich beneidet."

Sie gingen weiter durch die grünen und duftenden Anlagen und Ella erzählte aus ihrem Leben. Sie war zu ihrer alten Mutter übergesiedelt, und um dieser nicht zur Last zu fallen, hatte sie tagsüber einen Posten als Hausdame bei einem älteren Herrn angenommen.

Hilde nickte lebhaft, während sie meinte, daß in dieser Zeit jede Frau zeigen müsse, ob sie auf eigenen Füßen stehen könne. Leicht sei das nicht immer, das habe sie bald erfahren, und das Suchen nach einer standesgemäßen Beschäftigung habe sie oft enttäuscht.

„Da habe ich kurz entschlossen Stellung in der Bäckerei angenommen, wo ich eine saubere Beschäftigung habe und meine Hände schonen kann. Mein Mann darf natürlich nicht wissen, daß seine Frau hinter dem Bäckertisch steht", lachte sie lustig, „das soll immer ein Geheimnis bleiben. Vielleicht später, wenn er wiederkommt und wir erst in unserem kleinen, hübschen Heim sind, dann beichte ich vielleicht."

Der Weg führte die beiden Frauen an einem alten Friedhof vorüber, durch dessen Gitterzaun eingesunkene, vergessene Totenhügel sichtbar waren. Wilde Rosensträucher umwölbten die kleinen Pfade, und ein paar Stare hüpften raschelnd über kurzes Laub des letzten Herbstes. Der Blick in dieses schlafende Erdenwinkelchen stimmte beide Frauen nachdenklich. Hildes Herz fror plötzlich. Die junge Mutter zog ihren Kleinen, der durch Gitter eine Rosentante haschen wollte, liebevoll an sich. Sie kamen dann an das offenstehende Tor. Ein Leichenwagen hielt davor, von dem ein Sarg herabgehoben wurde. In dem kleinen Gefolgeschritt eine Dame im Trauerschleier mit zwei kleinen Knaben.

Die Freundinnen waren seitwärts getreten, in stummem Einvernehmen gingen sie dann hinein und folgten in kleinem Abstand dem Sarge, der zu einem der Hauptwege getragen wurde, an dessen beiden Seiten prunkvolle Grabsteine über den Gruften sich erhoben. Vor einem der hohen Grabsteine war eine Gruft aufgedeckt, dorthin wurde der Sarg getragen; der Tote, der hier in die Erde gesenkt wurde, war ein Krieger gewesen. Auf den breiten Schiefern der Totenkränze stand etwas von seinen heldenmütigen Taten, und von einem Rosenstrauß fiel eine schwarze Schleife herab, darauf stand: „Ein letzter Gruß von seiner Gattin und seinen beiden kleinen Söhnchen".

Mit zuckenden Herzen hatten es die beiden Freundinnen gelesen. Hilde ließ die roten Nelken langsam aus ihrer Hand auf die Kränze fallen, in ihre Seele stieg ein heißes Flehen empor um das Leben ihres Mannes. Als sie zu der Freundin hinübersah, die halb versteckt hinter einem Grab-

Deutscher Choral*).

Von Otto Doderer.

In unserm Tun und unserm Sinnen,
Wie Wind in Wehrenfederraunen
Und wie der Klang in den Posaunen,
Ist heimlich unser Herrgott drinnen.

Er formte uns aus Ackerschollen
Als alter Treue Schildgeleuste,
Er gab uns derbe Bauernfäuste,
Daß wir sie redlich brauchen sollen.

Durch Nöte hat er uns erprobt,
Er hat uns viel ertragen lassen,
Er hat uns viel errungen lassen.
Er sei gelobt! Er sei gelobt!

Er schlägt ja nicht in Marmorschreinen,
Der deutsche Gott, er ist der Geist,
Der uns zu hassen, lieben heißt,
Und kommt aus dunklen Eichenhainen.

Sein Atem geht durch unsre Werke,
Sein Antlitz strahlt aus unsern Frauen,
Die Schultern sind die deutschen Auen;
Und dieser Gott ist unser Stärke.

*) Aus dem „Türmer" (Herausgeber J. E. Frhr. v. Grotthuß; Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart).

stein stand, sah sie sie heftig weinen. Da nahm sie sacht ihren Arm, und still verließen sie den Friedhof.

Draußen suchte Hilde lange nach Worten, denn ihr Herz war voll.

„Gelt, Ella, Du und ich sind doch noch reich", flüsterte sie endlich mit bewegter Stimme. „Dafür wollen wir auch dankbar sein."

Ella nickte wie ein beschwichtigtes Kind, denn man etwas versprochen hat. Ihre Hände tasteten in mütterlicher Sorgsamkeit an dem Kleinen herum, der in den Fäusten Rosenblätter und Goldregenblüten hielt und davon plapperte, daß er die alle seinem Vater schicken wolle, und die Mutter müsse einen Brief dazu schreiben und Vater recht schön bitten, recht bald wiederzukommen.

Die blonde Hilde ging in Nachdenken nebenher, jetzt wußte sie, daß sie ihrem Manne etwas heimlich abzubitten hatte, weil sie oft kleinmütig gewesen war und in ihren letzten Briefen die Trauer vor der Herzlichkeit gestanden. Noch heute abend sollte ein langer Brief an ihn geschrieben werden, in dem die Seele in froher Dankbarkeit und in stolzer Hoffnung sich bekennen würde.

Ein Wiedersehen.

Skizze von Hermann Wagner.

„Schwester!" Der Assistenzarzt Dr. Blach klopfte an die Tür von Gertruds kleinem Zimmer.

Gertrud, die angekleidet auf der Chaiselongue lag, um ein wenig auszuruhen, hob den Kopf. „Bitte?"

„Kommen Sie hinunter in den Operationssaal", kam es von draußen, „ein Soldat ist eingeliefert worden. Rasch!"

Gertrud stand auf, fuhr sich mit der Hand über die müden Augen und sah einen Blick in den Spiegel. „Schon war sie fertig.

Im Operationsraum unten wuschen sich der Professor Zeitler und der Assistenzarzt schon die Hände. Der Narkosearzt war noch an den Eingeleiteten beschäftigt, der auf dem Operationstisch lag und mit einem Leinentuch zugedeckt war. Professor Zeitler gab Gertrud einige Anweisungen bezüglich der Instrumente. Nachdem Gertrud diese gewissenhaft bereitet, rief Professor Zeitler dem Narkosearzt zu: „Fertig, Kollege? Gut, geben Sie die Maske."

Es nahm nun alles den üblichen Verlauf. Gertrud sah scharf hin. Man hatte das Lebewesen von dem Eingeleiteten genommen und die Maske auf sein Gesicht gelegt. „Ruhig zählen", sagte der Narkosearzt. Während die Stimme des Kranken immer schwächer wurde und zuletzt in einem Lallen erstarb, erklärte Professor Zeitler kurz den Fall. „Ein Lungenschuß. Die Kugel steckt noch drin."

Nicht unbedenklich." Und sich an Gertrud wendend, fügte er hinzu: „Schwester, die Instrumente!"

Jetzt trat Gertrud zum ersten Male an den Entschlafenen heran. Der Narkosearzt hatte für einen Augenblick die Maske von seinem Gesicht gehoben. Gertrud sah in ein todblasses, abgezehrtes Gesicht. Plötzlich aber, während sie Mühe hatte, die Zinnfrumente festzuhalten, entschlüpfte ihr ein leiser Schrei.

Professor Zeitler fuhr sie an: „Zum Kuckuck, Schwester — was haben Sie? Schnell greifen Sie zu."

*

Es war nun tiefe Nacht.

Gertrud saß am Bett des Operierten und hielt Nachtwache. Sie tat es, obwohl sie gar nicht an der Reihe war. „Es ist ein Bekannter von mir", hatte sie zu dem Assistenzarzt gesagt, „ich möchte bei ihm sein, wenn er erwacht."

Aber er schlief noch. Sein Gesicht war wächsern, die Augen lagen ihm tief in den Höhlen. Und doch hatte die Krankheit dem Antlitz nichts von seiner Schönheit zu nehmen vermocht.

Gertrud stellte das fest. Sie hatte sich über den Kranken gebeugt und musterte starren Blickes und nicht ohne Feindseligkeit seine Züge. „Wie wenig doch Zeit und Schicksale das Wesentliche an einem Menschen verwischen können", dachte sie. „Nur ich selbst bin müde und verbraucht. Nichts von meiner kurzen Jugend ist haften geblieben. Alles verweht, verweht. . ."

Der feindselige Ausdruck in ihrem Gesicht verschärfte sich und sie bedeckte, um bittere Bilder loszuwerden, die Augen mit beiden Händen. Allein die Bilder kamen wieder. Und es wertete sich das Bittere an ihnen und wandelte sich allmählich in Süße. In die Süße jener Tage, die die Zeit fortgeweht hatte. „Ich, wie bezwang sie nur ihr Herz? Sie liebte ihn doch nicht, der ihr nur Böses angetan hatte? Oder doch? Und war es nur Böses, was sie von ihm wußte? Nicht auch Gutes?"

Sie erhob sich von neuem und schob die Decke über dem Kranken zurecht. Sie wehrlos er war. Ein Gefühl des Mitleids überkam sie. Und er hatte gebitzt, nicht für sich, nein, für ein großes Unpersönliches, für sein Land. Wie, wenn er starb? Wenn er starb, ohne zuvor zum Bewußtsein zu kommen, ohne für sich gelebt zu haben? Eine gebeinte Angst schüttelte sie. „Mir, dieses nicht", dachte sie, „dieses nicht. Ich will ihm sagen, daß ich ihm verziehen habe. Wenn er mir auch unrecht war, so war ich ihm doch treu. Ich trage ihn in meinem Herzen. Noch jetzt."

Sie nahm ein Tuch und wischte ihm die bleiche Stirn. Um seinen Atem zu hören, legte sie ihre Wange auf seinen Mund. Und verharrte so viele, viele Sekunden.

*

Mitten in der Nacht schlug er zum ersten Male die Augen auf.

Er richtete sie schräg gegenüber auf die Wand. Sie wartete nicht ohne Ungeduld, wie es es bei dem ersten Erwachen meist zu sein pflegt, sondern hatten einen leisen Zug von Erschrockenheit. Sie besteten sich auf das Bild, das an der Wand hing, stillmerkend sich nicht an Dieses fest, fielen aber dann doch vor Ermattung wieder zu.

Gertrud war unendlich müde. Sie hatte den Kranken bemüht. Sein Bewußtsein kehrte zögernd zurück. Nach zwei Stunden endlich sprach er die ersten Worte. Sie waren ein Lallen. Während Gertrud seinen Puls fühlte und seine hohe Temperatur maß, schien er zum ersten Male zu bemerken, daß jemand um ihn war. Ein Lächeln irrte um seine Lippen. Er fragte: „Wo bin ich?" Gertrud dämpfte das Licht durch ein seidenes Tüchlein und antwortete: „In der Klinik."

Von nun an wurde er unruhiger. Wiederholt bat er um Wasser, das sie ihm jedoch verweigern mußte. Ein unruhiger Schlaf kam über ihn, und er stöhnte oft unverständliche Worte. Plötzlich aber machte er den Versuch, sich aufzurichten, riß die Augen auf und rief deutlich einen Namen. Sie horchte hin. „Gertrud!" Sie erschrak. Es war unmöglich, daß er sie erkannt haben konnte. Sie drückte ihn mit leisem Zwang in die Kissen zurück und bettete: „Bitte, bleib ruhig!" Er sah sie ausdruckslos an, und erst jetzt fiel es ihr ein, daß sie unwillkürlich „du" zu ihm gesagt hatte. Dennoch fuhr sie mit den Fingern über seine Stirn hin und wiederholte: „Ja, bleib ruhig. Es ist alles gut. Alles gut." Er machte ein erstaunes Gesicht. „Gut?" Sie nickte. Da fuhr er jählings zusammen. Er schien sie zu erkennen. Seine Lippen zitterten. Er flüsterte: „Du?" Sie bewegte sich über ihn, alles Blut schoß ihr in den Kopf, und sie bestätigte einfach: „Ja." Die Augen fielen ihm zu. Er sah glücklich aus und wie befreit.

Es wurde Morgen, und das Fieber des Kranken steigerte sich wider Erwarten. Der Arzt kam, untersuchte ihn und machte ein skeptisches Gesicht. „Alt Gefahr vorhanden?" fragte Gertrud. Dem Arzt fiel der Ton ihrer Stimme auf, und er sagte: „Ja, der Fall ist bedenklich . . . Sie müssen sich übrigens jetzt ablösen lassen, Schwester." Sie protestierte: „Nein, ich bleibe." „Ausgeschlossen, Schwester." Sie machte eine Gebärde, die jeden Widerspruch ausschloß: „Es ist ein Bekannter von mir. Ein guter Freund." Es war ihr plötzlich ganz gleichgültig, was man etwa von ihr dachte. Alles zitterte in ihr. Allein äußerlich war sie ruhig und fest.

Gegen Mittag flößte sie ihm etwas Zitronenwasser ein. Er war bei Bewußtsein und nickte ihr zu. „Ich danke dir", sagte er. Sie ordnete seine Kissen und fragte: „Hat du Schmerzen?" Er schüttelte den Kopf. „Nein." Aber es sah doch aus, als ob ihn etwas bedrücke. „Hast du einen Wunsch?" fragte sie. Sein Kopf machte eine hilflose Bewegung. Er lispelte: „Ich werde sterben." Sie machte den Versuch, zu lächeln. „Keine Spur." Er suchte ihre Augen. „O, ja. Aber ich bin so froh, daß du da bist." Und nur keine Verwunderung zeigte sich an ihm, darüber, daß dieses der Fall war. Für alle Zusammenhänge hatte er den Sinn verloren. Träumte er nur? Ihm war einfach, als müsse alles so sein, wie es war. Er faßte nach ihrer Hand, und sie überließ sie ihm willig. „Du", sagte er schwach, „du . . ."

Er schlief wieder. Aber noch einmal wachte er auf, und sein Bewußtsein schien jetzt völlig klar. Er rief sie bei ihrem Namen. „Du", fragte er, „wie kommt es, daß du da bist?" Und er fuhr, als sie nur mit den Achseln zuckte, fort: „Hast du mich nicht vergessen? Bist du mir nicht böse? Liebst du mich noch?" „Sei still", bat sie ihn, strenge dich nicht so an." Er verzog überlegen den Mund, als sehe er den Zweck dieses Redenmüssens nicht ein. „Nein, eines muß ich dir noch sagen. Oder weißt du es vielleicht?" „Was?" Seine Stimme war heiser. „Daß ich dich noch liebe. Dich. Dich." Und er wiederholte immer wieder dieses eine Wort: „Dich." Dann war er lange still. Die Uhr an der Wand tickte monoton. Er horchte diesem Schlage. Dann rief er wieder matt: „Du? Hast Du mir verziehen?" Sie schwieg. „Hast Du mir verziehen?" Wiederholte er nachdrücklich. Sie nickte: „Ja. Aber nun mußt du ruhig sein. Ganz ruhig. Du schadest dir." Er schien zufrieden. Er lispelte: „Ja, ich bin ruhig." Und er griff abermals nach ihrer Hand, die sie ihm ließ, bis er wieder in seinen Fieberschlaf gesunken war.

*

Es war Abend.

Der Arzt kam. Der Kranke lag bewußtlos. Der Arzt untersuchte ihn mit mehr Teilnahme, als er sonst den Fällen gegenüber aufzubringen konnte. Gertrud stand blaß und stumm dabei. Der Arzt sagte: „Noch zwei bis drei Stunden. Das Herz versagt." „Er stirbt?" fragte Gertrud. „Sicher", antwortete der Arzt. „Es wird wunderbar kaum den Tag überleben." Gertrud bestrebte, daß „Sie gehen", forderte der Arzt sie auf, mit einem schwachen Versuch, energisch zu werden. Gertrud antwortete tonlos: „Nein, so lange warte ich noch."

Und sie wartete mit tränenleeren Augen, bis es vorüber war.

Dann ging sie.

Automaten der Häuslichkeit.

Von Dr. Franz Kittler.

(Nachdruck verboten.)

Von den vielen Fortschritten der neueren Zeit ist auch das Eindringen des Automaten nicht unerhört geblieben. Wir haben zu uns ein beträchtlich Teil besser als die Generationen vor uns. Zu gab es manchmal entschieden mehr zu tun, mußte doch jegliche Arbeit mit den Händen verrichtet werden. Heute ist es schon bequemer geworden. Wir haben zahlreiche Vorrichtungen, die uns einen großen Teil der Arbeit abnehmen und in abermals zwei oder zwanzig Jahren wird die Sache noch viel einfacher sein. Dann gibt es in dem modern eingerichteten Haushalt überhaupt nichts zu tun, alles besorgt der Automat, der nun auch, der auch hier die menschliche Tätigkeit und die Arbeit der Hände ersetzt hat.

Alle diese Einrichtungen, die wir im Laufe der Zeiten in unseren Heimen eingebracht haben, nun aus die Arbeit zu erleichtern und an freier Zeit zu gewinnen sowie Mühe zu ersparen, kann man wohl unter dem Ausdruck der „Automaten der Häuslichkeit" zusammenfassen. Sie sind ebenso wie dieses andere Gebiet der Technik, das unter diesem Begriff, Bestrechen wir nun diese Automaten der Häuslichkeit, so gehört streng genommen eigentlich schon die Wasserleitung dazu, denn sie erspart uns sehr viele und oft ziemlich schwere Arbeit. Noch in großen Städten herrschte vor zwanzig oder dreißig Jahren oft allgemein der Ton in Hofe aufgestellte Pumpbrunnen oder das Wasser wurde aus öffentlichen Brunnen geholt, die auf den Straßen und Plätzen angelegt waren. Da mußte man erst die Treppen hinabsteigen und den Kunstbrunnenschwengel in Bewegung setzen oder die Mägde stellten sich in langen Reihen an den Brunnen an, um das im Hause so unentbehrliche Naß zu holen. Wenn sie sich auch die Zeit gar häufig mit Plaudern verkürzten und darüber so manches Mal das Wiederkommen schier vergaßen, so mußte die am Brunnen zugebrachte Zeit doch als schließlich nutzlos vergeudet angesehen werden. Man hatte währenddem bessere und wichtige Arbeit treffen können. An die Stelle dieser Brunnen ist nunmehr allüberall die Wasserleitung getreten, die uns Treppen, Wasserschleppen, Zeit und Mühe spart. Man dreht auf und hat sofort das nötige Wasser, die Leitung liefert es ununterbrochen.

Diesem ersten aller „Automaten der Häuslichkeit" haben sich nun rasch weitere hinzugesellt. Die Treppe ist uns zu hoch und zu unbequem geworden. Wir haben in unserer hastenden Zeit alle nicht mehr die Geduld sie langsam zu ersteigen. So mußte denn ein weiterer Automat die Arbeit übernehmen, die bisher unsere Beine leisteten: der Fahrstuhl ist eine mechanische Vorrichtung, deren man sich allüberall gerne bedient. Im Anfang, als er sich in Europa einführte, erschien er hier so garnicht ein Platze. Er kam aus Amerika, wo man riesenhohe Häuser baute, die bei uns infolge baupolizeilicher Vorschriften nicht errichtet werden dürfen. Außerdem dominierte er zur Verfügung von Lasten. Daß man nun nicht gerne jeden Tag einen Turm — und etwas anderes sind ja die amerikanischen Wolkenkratzer schließlich nicht — hinaufsteigt, ist selbstverständlich. So bewunderte man den Aufzug für die Lasten, für den einen solchen für Personen. Der Fahrstuhl entstand, der bei unseren niedrigen Häusern zuerst als unnötig erschien, an den wir uns aber jetzt derart gewöhnt haben, daß er unentbehrlich erscheint.

Weniger der Bequemlichkeit als vielmehr praktischen Erwägungen verdankt ein anderer Automat der Häuslichkeit sein Dasein, der automatische Türschließer. Wie oft gingen nicht die Glasfenster der Türen zugrunde, wenn uns der Wind den Drücker aus der Hand nahm oder wenn wir die Haustür allzu kräftig zuschlugen. Außerdem aber sind wir gar sehr nervös geworden und vermeiden jedes unnötige Geräusch. Da hat uns denn der automatische Türschließer, der die Arbeit des Zumachens der Tür abnehmen, wir brauchen sie nur noch zu öffnen, alles übrige besorgt er — schön

Spätschen am Fenster.
Spaß an den Scheiben,
Sage dem Vater,
Er möchte bald schreiben.
Breite die Schwingen
Zu den Grüßen,
Wirst doch den Vater
In Feldgrau erkennen?
Bringe ihm Küsse
Tausend, und grüße
Ihn und das ganze feldgraue Heer!

langsam zwar, aber ruhig, leise und sicher. Andere Automaten verdanken wieder anderen Erwägungen ihr Dasein. Wie unangenehm ist es z. B. wenn plötzlich eine große Gasrechnung kommt, die man auf einmal bezahlen soll. Wenn wir in die Haltung in kleinen Anteilen und allmählich leisten, werten wir weniger, wiedel Geld wir schließlich doch ausgegeben. Aus diesen physiologischen Erwägungen ist ein anderer Automat der Häuslichkeit hervorgegangen, der Gasautomat, der jetzt von Seiten der Gasanstalten in vielen Wohnungen aufgestellt wird. Man wirft in ihn irgend eine kleinere Münze, entweder zehn oder fünfzig Pfennige hinein, und dann liefert er eine bestimmte Menge Gas, die man zur Beleuchtung sowie zum Kochen und Heizen verwenden kann. Ist diese Gasmenge aufgebraucht, so muß von neuem gezahlt werden. Gerade Ratenzahlungen auf Gas erscheinen sich sehr großer Beliebtheit, denn der Gasautomat steht in vielen Tausenden von Exemplaren im Gebrauch.

In ähnlicher Weise wie er arbeitet der Elektrizitätsautomat, der es heutzutage, im Zeitalter der Elektrizität und der Hochspannungsleitungen, wirklich erübrigt, daß der Automatenmäßigen elektrischer Beleuchtung und sonstigen Gebrauchs der Elektrizität zu erzielen. Auch hier wird eine kleine Summe eingeborten und dann fließt so lange Strom zur Verfügung, bis ein Signal zu erneuern ist. Natürlich aufgeboten, Gerade diesen Arten von Automaten wohnt eine hohe wirtschaftliche Bedeutung inne: Genestelts werden durch sie viele abnehmer für Gas und Elektrizität gewonnen, andererseits aber können wir die Vorteile dieser Quellen für Licht und Kraft vielen Kreisen zuzuführen, die nicht imstande wären, eine größere Rechnung auf einmal zu bezahlen.

Als eine weitere Ausgestaltung des Gas- und Elektrizitätsautomaten muß das automatische Bad bezeichnet werden. Wie oft mußte man bisher, jedoch es mit Holz, Kohle oder Kots geschehen muß, eine Arbeit, die wir uns heute, wo wir gegen früher bequemer geworden sind, gerne ersparen. Die automatischen Bäder kommen unserem Hange zur Bequemlichkeit entgegen. Man wirft wiederum eine kleine Münze in die Oeffnung und das dann weiter nichts mehr zu tun, als sich zu entkleiden und in das Bad zu steigen, alles übrige besorgt der Automat. Eine Zündflamme entzündet den Gasbadeofen, sobald das Wasser heiß genug ist, kämmt es in die Wanne und wenn diese sich genügend gefüllt hat, so verlöschen die Flammen. Einfacher und schöner kann man es wirklich nicht haben!

Wer nun das noch treffen kann, der mußte sich früher im Dunkeln die Treppe hinaufstasten oder aber erst auf irgend eine Weise für Beleuchtung sorgen. Da gab es Wachsstreichhölzchen, die man mit sich führte und die man nicht vergessen durfte oder es wurde ein Licht hinter der Tür aufbewahrt, das man sich im Dunkeln zu suchen hatte. Ausstelle aller dieser Einrichtungen ist die viel bequemere automatische Treppenbeleuchtung getreten. Wir öffnen die Hausstür und sofort erstrahlt das ganze Treppenhaus in hellem Schein des elektrischen oder des Gaslichtes, so daß wir ohne Mühe unseren Weg finden. Gerade diese Automaten der Treppenbeleuchtung sind äußerst sinnreich konstruiert, müssen sie sich doch nicht nur im gegebenen Augenblick mit absoluter Sicherheit einzünden, sondern auch nach einer bestimmten genau regelbaren Zeit, also etwa nach drei oder fünf Minuten, von selbst wieder verlöschen.

Besonders zahlreich sind die Automaten, die den dienstbaren Geistern ihre Tätigkeit erleichtern. Teppichklopfen ist eine unglaublich und nicht sehr angenehme Tätigkeit, die außerdem, sofern es gründlich besorgt wird, ziemliche Zeit in Anspruch nimmt. An die Stelle des alten aus spanischem Rohrgeflechten bestehenden Teppichklopfers ist der Motor getreten. Er fängt einen unseren Raum, ein Zatmum, und wir haben dann nichts weiter nötig, als mit dem Mundstück einer Schlauchleitung über Teppiche, Möbel und was eben sonst noch zu reinigen ist, hinwegzufahren. Dann wird der Staub in den luftleeren Raum eingefangen, ein schnelles und vor allen Dingen auch hygienisches Verfahren. Den Müll, der sich in jedem Haushalt ansammelt, mußte man in den Hof oder vor die Straße schaffen, von wo er dann abgeholt wurde. Das erforderte täglich mehrmaliges Treppensteigen, das uns jetzt der in den Küchen angebrachte „automatische Müllschlucker" abnimmt. Man öffnet den Deckel und gibt den Müll hinein. Dann führt ihn der Müllschlucker ohne weiteres den Kästen zu, aus denen er abgeholen wird.

Noch werden bei uns fast überall die Stiefel mit der Hand geputzt, aber schon taucht auch hier ein Automat auf, der in Amerika bereits vielfach im Gebrauch steht, der „Schuhputzautomat". Er hat die Gestalt jener automatischen Wagen, auf deren Trittplatte man sich stellt, wenn man erfahren will, wieviel man wiegt. Auch hier tritt man auf eine Trittplatte, worauf sofort Bürsten unsere Stiefel zu bearbeiten beginnen, die dann mit Schuhcreme eingerieben und nach dem hochglanz poliert werden. In ähnlicher Weise sind die Automaten für Kleiderreinigung eingerichtet, die sich gleichfalls in Amerika bereits einzubürgern beginnen. Sie haben die Gestalt eines Schrankes, in den der zu reinigende Anzug hineinhängen wird. Darin aber sind Bürsten und Klopfer, die ihn kräftig bearbeiten, während der dabei entwickelte Staub automatisch durch den Vakuumreiniger abgesaugt wird.

Dienen diese Automaten der Bequemlichkeit, so gibt es eine ganze Anzahl weitere, die dazu bestimmt sind, die Sicherheit unserer Häuslichkeit zu erhöhen. Hier ist besonders der automatische Feuermelder zu erwähnen, der in allen Räumen angebracht wird. Er besteht aus einem kleinen aber sehr genau gehenden Thermometer. Bricht man in irgendeinem Raum ein Brand aus und steigt infolgedessen die Temperatur über ein bestimmtes Maß, so werden durch die Quecksilbersäule des Thermometers zwei in die Thermometerröhre hineinragende elektrische Kontakte geschlossen, worauf sofort ein Alarmsignal, und zwar nicht nur im Hause selbst, sondern auch auf der Feuerwache ertönt. Ein Seitenstück zu diesem automatischen Feuermelder sind die automatischen Sicherungen gegen Einbruchsgefahr. Auch sie melden es sofort, so bald eine Türe oder ein Fenster geöffnet wird oder so bald ein Einbrecher an einen der dünnen fast unsichtbaren Drähte hängenbleibt, die während einer Reise durch das Zimmer gelegt hat.

Erwähnen wir noch, daß es automatische Bratherde gibt, auf denen der Braten selbsttätig gewendet und begossen wird, daß es Uhren gibt, die in gleicher Weise gedreht wird, so sehen wir, daß die Zahl der Automaten des Hauses schon jetzt wahrlich keine geringe ist. Sie vermehrt sich aber ständig und man könnte daraus den Schluß ziehen, daß wir immer größer werden. Wie die Entfernung erscheint nicht ungerechtfertigt, daß wir eines Tages so viele Zeit haben werden, daß wir nichts mehr mit ihr anzufangen wissen. In Wirklichkeit aber bedeuten diese Automaten einen Gewinn, der uns Zeit und Mühe, die wir früher zu allen möglichen mechanischen Verrichtungen aufwenden mußten, jetzt zur Pflege geistiger Güter und der schönen Künste benutzen!

Aus der Welt der Frau.

Die Tragödie der nichtdeutschen Ehefrau.

Von Magda Trott.

(Nachdruck verboten.)

Der Krieg hat nicht nur in jedes Familienleben Lücken gerissen, er hat auch äußerst schwierige Probleme geschaffen; es sind Zustände eingetreten, an die man vor zehn Jahrzehnten nicht mehr gedacht hat. Das ist beunruhigend bei den Familien geschehen, bei denen die deutsche Frau die Staatsangehörigkeit ihrer Ehe nicht hatte, forderten solche erst in dem Augenblick der ehelichen Verbindung erwarb. Diese Fälle haben durchaus nicht verwundert da, im Gegenteil, man ist jetzt überrascht, wenn man hört, daß sich ein Prozent aller geschlossenen Ehen aus zwei verschiedenen Nationalitäten zusammensetzt.

Wohin man hört, Ehescheidungen. Die zuständigen Stellen können ein Lied davon singen, und hauptsächlich sind es die Engländerinnen, die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191507040/fragment/page=0002